

Polen — und Nicht-Polen.

Von
Dr. S. Breslauer.
(Schluß.)

Auch unter dem Deutschtum im Königreich Polen fehlt es leider nicht an Meinungsverschiedenheiten, wenn auch nicht so tiefgreifender Art wie bei den Juden, von denen im vorigen Artikel die Rede war. Wenden wir uns von Warschau nach Lodz, so haben wir dort Gelegenheit, es in seinen künftigen Vertretern kennen zu lernen. Wohl haben sie gleich den Juden assimilatorische Tendenzen zu beklagen, die sich namentlich im evangelischen Kirchenwesen bemerkbar gemacht haben, und der Mangel an Einigkeit in nationalen und kommunalpolitischen Fragen bildet ein arges Hindernis in der wirksamen Wahrnehmung deutscher Interessen. Aber in Lodz weiß man ein gutes Mittel gegen jegliche Art von Entmutigung: das ist die Arbeit. Man schreit nicht nach staatlicher Hilfe, wo doch kaum auf sie zu rechnen ist, und man verlangt und erwartet nicht von der deutschen Verwaltung Beistand in allen Bedrängnissen, die einer nationalen Minderheit auf fremdem Boden zufließen können. Sondern man versucht es seit mehr als Jahresfrist mit dem gut-deutschen Mittel der Selbsthilfe und des Selbstschutzes, und siehe da: es geht! Der Deutsche Verein von Lodz und Umgegend hat bereits nahezu 20 000 Mitglieder um seine Fahne geschart. Die Behre haben sich zu einem Landesverband zusammengeschlossen, die Gründung deutscher Bauerngenossenschaften macht, kaum begonnen, erfreuliche Fortschritte, und eben in diesen Tagen ist eine Deutsche Genossenschaftsbank gegründet worden, von der man sich eine recht ersprießliche Tätigkeit zum Besten des deutschen Siedlungswesens in Polen versprechen darf. Die reichen Erfahrungen des Mutterlandes auf diesem Gebiete werden den rührigen Vorkämpfern der Bewegung freudig zur Verfügung gestellt. Auch hier ist es gelungen, die Jugend auf die ihr eigentümliche Art für die Stärkung des Deutschtums zu gewinnen — auch hier aber wird man sich, sobald erst der polnische Staat ganz nach eigenem Belieben schalten und walten darf, mehr oder weniger auf die Gnade der polnischen Schulverwaltung angewiesen sehen, obwohl die deutsche Regierung es in diesem Falle doch nicht unterlassen hat, sich gewisse Sicherungen für die Selbstständigkeit des deutschen Schulwesens ausdrücklich auszubedingen. Trotzdem wissen unsere Landsleute sehr wohl, daß diese Sonderrechte nur dann etwas für sie zu bedeuten haben werden, wenn sie stets und unter allen Umständen zu ihrer entschlossenen Verteidigung bereit sind. Man kennt die Neigung der Polen, sich über die Rechte von Minderheiten mit souveräner Nichtachtung hinwegzusetzen, und weiß, daß man ihnen nicht durch schwächliche Nachgiebigkeit Achtung abnötigt, am allerwenigsten in Dingen, in denen sie selber außerordentlich empfindlich sind. So will man die Reihen schließen, solange es noch Zeit ist, um dann, was auch die Zukunft bringen wird, auf alle Möglichkeiten gerüstet zu sein.

Was aber die zahlreichen Männer und Frauen betrifft, die in der deutschen Verwaltung mit den Landesbewohnern zu tun haben, so muß man wohl sagen, daß sie es allenfalls nur zu korrekten Beziehungen zu den Polen zu bringen vermochten. Eine Okkupation ist immer eine mißliche Sache, zumal gegenüber einem alten Kulturvolk das sich, kaum daß die deutschen Waffen es von der Jarenherrschaft befreit hatten, sichtlich einer allseitigen Umschmeichelung ausgesetzt sah. Dem polnischen Drängen nach baldigster Veenbipung der deutschen Vesehung stehen die Kenner des Landes mit kühler Gelassenheit gegenüber. Sie haben schon mehr als einen Polen im stillen sagen gehört, daß dem Königreiche kein größeres Unglück widerfahren könnte, als wenn es jetzt nach den ungeduldrigen Wünschen der programmäßig dazu verpflichteten Politiker von der deutschen Verwaltung im Stich gelassen würde. Den Markt beherrichen aber natürlich die anderen, die öffentlich Wasser predigen, und wenn erst wirklich ernst gemacht wird mit der Uebergabe der Verwaltung, dann dürften sich die

Polen sehr bald davon überzeugen, wie groß mittlerweile die Sehnsucht der deutschen Beamten und Offiziere nach ihrer schönen Heimat geworden ist. Dann werden sie sich ihre Helfer in noch ungleich größerem Umfang als bisher schon aus Galizien verschreiben müssen, während die preußischen Polen nach wie vor wenig Neigung verspüren dürften, über die schwarz-weiß-cote Grenze hinüberzugehen — sie müssen wohl wissen, warum. Was aus den von uns mühsam aufgebauten Grundlagen des Polenstaates werden mag, braucht dann nicht mehr unsere Sorge zu sein; unsere Beamten werden sich gern darein finden, die Polen nicht mehr allzu lange mit ihrer Fürsorge zu belästigen. Wir wollen sie dann, mit den besten Wünschen für eine glückliche Zukunft, sich selbst überlassen, nachdem wir für die Sicherheit unserer neuen Ostgrenzen ausreichend gesorgt haben.

Eine gute Nachwirkung wenigstens wird die Zeit der Okkupation bei uns zurücklassen: Die Polenschwärmeret unserer Abnen darf für hoffentlich recht lange Zeit als Überwunden gelten. Unsere Feldgrauen wie unsere Beamten haben das polnische Volk jetzt aus der Nähe kennen gelernt. Gibt es da auch nichts zu lassen, so gibt es ganz gewiß doch auch nichts zu schwärmen. Die Polen haben einige Vorzüge, das soll ihnen unbenommen bleiben. Sie haben aber auch nationale Untugenden, die ein ruhiges Zusammenleben mit ihnen sehr erschweren. Möglich, daß die Freiheit, die sie erschmen, ein guter Lehrmeister für sie sein wird. Bis das entschieden ist, werden wir gut tun, uns den Polen gegenüber nicht von geringerem Mißtrauen leiten zu lassen, als sie selber es im Umgang mit allem, was deutsch ist, für angebracht halten.

*) Vergl. den Artikel in unserer Morgenausgabe vom 14. Mai.